



Newsletter vom 14. 1. 2024

Inhalt

Mit frischem Schwung ins neue Jahr – Packen wir's an!.....	2
12. Januar 2024, Marianne Wüthrich.....	2
Loblied aufs Mittelmass	4
Journal 21, 16. Dezember 2023, Carl Bossard	4
Finnlands Pisa-Absturz ist ein Weckruf für die Schweiz.....	6
NZZ am Sonntag, 7. Januar 2024, Report & Debatte, Carl Bossard	6
Lesemisere – Bücher statt Bildschirme	8
NZZ, 20. Dezember 2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Eliane Perret.....	8
«Ein kostspieliger Missstand»	9
NZZ am Sonntag, 24. Dezember 2023, Leserbriefe.....	9
«Lesemisere – Bücher statt Bildschirme»	9
NZZ, 3. Januar 2024, Leserbriefe	9
Resultate der Pisa-Erhebung.....	10
NZZ, 18. Dezember 2023, Meinung & Debatte, Leserbrief	10
«Unser Lesehirn darf nicht verkümmern»	11
Tages-Anzeiger, 21. Dezember 2023, und jetzt? Mario Stäubli.....	11
Schule ohne soziale Medien	15
Die Weltwoche, 3. Januar 2024, Margarita Louis-Dreyfus	15
Gute Schüler wählen bewusst die Lehre.....	18
Tages-Anzeiger, 18. Dezember 2023, Debatte, Leserbrief	18
Schulassistent - ein Job, der boomt.....	19
Tages-Anzeiger, 8. Januar 2024, Zürich, Daniel Schneebeli	19
Die Volksschule hat grosse Probleme, doch die Politik redet die Probleme schön. Wieso?	21
NZZ am Sonntag, 17. Dezember 2023, Wirtschaft, Tobias Straumann	21
Veranstaltungshinweis	23
Integration – und was ist mit dem Recht auf Bildung für alle?	23
Starke Volksschule Zürich, Freitag, 2. Februar 2024, 19 Uhr	23



Mit frischem Schwung ins neue Jahr – Packen wir's an!

12. Januar 2024, Marianne Wüthrich

Zum neuen Jahr begrüssen wir unsere Leserinnen und Leser mit den besten Wünschen. Bleiben wir gemeinsam dran, uns für eine Volksschule einzusetzen, in der die Jugend eine «rundum» gute Bildung erwerben kann. Den Beginn setzt die «Starke Volksschule Zürich» am 2. Februar mit einem Vortragsabend zum Thema «Integration – und was ist mit dem Recht auf Bildung für alle?», zu dem wir Sie herzlich einladen (siehe Veranstaltungshinweis am Schluss).

Heisse Eisen endlich anfassen!

Im ersten Newsletter 2024 können wir Ihnen einige anregende und aufbauende Artikel aus den Medien anbieten. Dabei dürfen wir aber nicht stehenbleiben. Nun «müssten die Schulreformer über den eigenen Schatten springen», statt ihre eigene Bildungspolitik schönzureden, so Carl Bossard («Loblied aufs Mittelmass»). Im neuen Jahr doppelt er in der «NZZ am Sonntag» nach, mit einem spannenden Rückblick auf seine Reise nach Finnland vor über 20 Jahren. Er wollte wissen, warum die finnischen Jugendlichen im ersten Pisa-Test so viel besser abschnitten als zum Beispiel die gleichaltrigen Schweizer. Die tragische Entwicklung der finnischen Schule seit damals sollte ein «Weckruf für die Schweiz» sein, schliesst Carl Bossard.

Auch Eliane Perret fordert angesichts der ungenügenden Lesefähigkeit vieler Schweizer Jugendlicher in ihrem NZZ-Gastkommentar von der Bildungspolitik, «auch heisse Eisen anzufassen»: So zum Beispiel die untauglichen Lernmethoden, die zu starke Gewichtung des digitalen Lernens oder die unsinnige Praxis, neu zugezogene fremdsprachige Kinder von Anfang an in Regelklassen zu setzen, statt ihnen zuerst einige Grundlagen der deutschen Sprache zu vermitteln.

Leserbriefe als Quelle zum Weiterdenken

Zu den anstehenden «heissen Eisen» äussern sich auch eine ganze Reihe von Leserbriefschreibern. Gehören Sie wie ich zu den Zeitungsläserinnen, die zuerst die Leserbriefseite lesen? Denkende Zeitgenossen, die einen oder mehrere Punkte aus einem Artikel aufgreifen, leisten einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Diskussion und zur Meinungsbildung der Stimmbürger. Allein die Beispiele in diesem Newsletter bringen einige Probleme auf den Punkt und regen Lösungen an. Versuchen Sie es doch selbst einmal – ein Leserbrief darf auch ganz kurz und muss nicht perfekt sein.

Wie man Kinder mit anderen Muttersprachen in Schule und Gesellschaft integriert

Wir haben nun einmal einen grossen Anteil von Schülerinnen und Schülern aus fremdsprachigen Familien. Statt darüber zu jammern, würden unsere Bildungspolitiker gescheiter etwas tun. Wenn Sie als Erwachsener nach Griechenland oder Finnland auswandern würden, um dort eine Stelle anzutreten, würden Sie vermutlich einen Griechisch- beziehungsweise einen Finnisch-Kurs besuchen. Im Gegensatz dazu muten wir unseren aus fernen Ländern zugezogenen Kindern und Jugendlichen absurderweise zu, dass sie in Schulzimmern sitzen, wo sie zuerst gar nichts und später nur einen Teil von dem verstehen, was da abläuft. Wie sollen sie auf diese Weise den Lernstoff erfassen können? Eliane Perret weist auf die früheren Kleinklassen E hin: Dort konnten sich Kinder ohne Deutschkenntnisse ein oder zwei Semester lang ganz auf das Lernen der Sprache konzentrieren, um anschliessend mit den Gspänli ihres Jahrgangs zusammen in der Regelklasse weiter zu lernen. Diese sinnvolle Einrichtung würde auch heute allen nützen: Den jungen Zuwanderern, den Mitschülern und den Lehrkräften.

Eine ganz andere Frage ist, warum viele fremdsprachige Kinder, die schon vor ihrer Einschulung in der Schweiz aufgewachsen sind, nur unzulänglich deutsch lesen und schreiben lernen. Das sollte doch in elf Jahren Kindergarten, Primarschule und Oberstufe möglich sein – dafür wurde die Volksschule erfunden, Gopfriedstutz nochmal! Das ganze Getue um die Frühförderung im Namen der Chancengleichheit lenkt von der zentralen Aufgabe der Volksschule ab, allen Kindern die notwendigen Grundlagen für ihr Leben in der Familie und im Beruf sowie für die demokratische Teilhabe



an unserer Gesellschaft mitzugeben. Die familiären und sozialen Unterschiede kann die Schule logischerweise nicht völlig ausgleichen, aber sie hat – zusammen mit den Eltern – die Pflicht und Schuldigkeit, das Ihre zur Chancengleichheit beizutragen. In diesem Newsletter finden Sie verschiedene Anregungen, wie das gelingen kann.

Einmal mehr: Warum der Computer das Lesen eines Buches nicht ersetzen kann

Sehr eindrücklich und spannend schildert die Lese-Expertin Maryanne Wolf die völlig unterschiedliche Weise, wie wir auf dem Bildschirm Informationen erfassen und wie wir ein Buch lesen (sollten). Vertieftes Lesen mit allem, was dazu gehört (zum Beispiel Verknüpfung des eigenen Hintergrundwissens mit dem gelesenen Text, Eintauchen in den Standpunkt einer Autorin, Schlussfolgerungen ziehen, Assoziationen bilden, Argumente kritisch analysieren) muss man üben, so Frau Wolf: «Ein Medium sollte nicht alles dominieren – das ist ungesund wie eine einseitige Diät. Unser Lesehirn darf nicht verkümmern.»

Zu ergänzen ist: Voraussetzung für das Training dieser Fähigkeiten ist das, was der Pisa-Test bei 15-Jährigen misst, nämlich die Fähigkeit, einen Text zu lesen und ihm Informationen entnehmen zu können. Diese Grundlagen müssten Kinder aber bereits in den ersten Schuljahren lernen! Mit zunehmender Übung sollten die Texte und die damit verbundenen Überlegungen selbstverständlich anspruchsvoller werden. Dazu braucht es viel Zeit und Musse, und es braucht eine Lehrerin, die mit ihrer Klasse liest. Wenn ich meine Berufsschulklassen gefragt habe, ob sie einen Text allein oder gemeinsam lesen wollen, kam regelmässig die Antwort: Miteinander. Einzeln lesen viele über nicht verstandene Begriffe oder Sätze hinweg. Zum Leseerlebnis wird es, wenn Unklarheiten gemeinsam geklärt werden und die Schüler im Klassengespräch beginnen zu verstehen, worum es geht und wie sie selbst drin stehen. Vertieftes Lesen, so wie Maryanne Wolf es verlockend schildert, setzt dieses gemeinsame Üben und Erleben voraus. Deshalb – das können Sie auch einigen Leserbriefen in diesem Newsletter entnehmen – muss im Schullehrplan zwingend einiges gestrichen werden, um genügend Zeit zum Deutsch-Lesen- und Schreibenlernen zu schaffen.

Auf einen Baum klettern lernt man nicht beim Sitzen vor dem Bildschirm

Wo ich Frau Wolf gar nicht folgen kann, ist bei ihrer Einschätzung, ab fünf Jahren könnten «Print und Digital nebeneinander laufen.» Viel zu früh! Virtuelles Legospielen? Jeder Handwerker kann erklären, warum das Zusammensetzen dreidimensionaler Klötze auf dem Boden nicht durch ein digitales Spiel ersetzt werden darf.

Als besonderen Genuss empfehle ich die Lektüre von «Schule ohne soziale Medien» der Unternehmerin und Mutter Margarita Louis-Dreyfus, einer Angehörigen der «oberen Zehntausend» dieser Welt, die einen klaren Standpunkt in Bezug auf die Digitalisierung zu Hause und in der Schule vertritt: «Viele medizinische Experten warnen, dass eine frühe Digitalisierung und der zunehmende Einsatz von sozialen Medien im Kindesalter schädlich sind für die emotionale, körperliche und intellektuelle Entwicklung. Viele meiner Freunde beschwerten sich, dass sie ihre Kinder an die Social Media verloren haben und sie nichts dagegen tun können. Es ist, als ob wir die Kinder – statt ihnen das Laufen beizubringen – direkt auf ein Fahrrad, ja auf ein E-Bike setzen. Sie überspringen in dieser entscheidenden Lebensphase wichtige Lernprozesse für ihre spätere Widerstandsfähigkeit.» Also nichts mit digitalem Legospielen...

Zum Schluss ein paar andere Themen

Nun aber genug zum Thema Digitalisierung. Wir können ihnen auch einige andere interessante Themen anbieten. In aller Kürze:

«Gute Schüler wählen bewusst die Lehre»: Ein langjähriger Berufsbildner bestätigt mit seinem Leserbrief einen Bericht im Tages-Anzeiger, wonach viele gute Schüler lieber eine anspruchsvolle Lehre mit BMS als das Gymi absolvieren. Man spürt beim Lesen, dass der Autor sich an den aufgeweckten jungen Leuten freut und sie gerne «fördert und fordert».



«Schulassistenten – ein Job, der boomt»: Um den Lehrermangel zu überbrücken, setzen einige Bildungsverantwortliche, vor allem in den Städten, «Schulassistentinnen» als Hilfspersonal ein, Leute ohne Lehrerausbildung mit einem entsprechend tieferen Lohn. Die Voraussetzungen, damit es etwas bringt: Lehrer und Assistentin harmonisieren gut miteinander und, besonders wichtig, die Rollen müssen geklärt sein, das heisst «die Lehrerin ist die Chefin und trägt allein die Klassenverantwortung.» Tönt nicht schlecht, jedenfalls als Übergangslösung. Warten wir einmal ab, wie sich die Einrichtung weiterentwickelt. Aber um die Ausbildung von Klassenlehrern und Heilpädagoginnen, die nicht nur lernen zu coachen, sondern zu unterrichten, kommen wir nicht herum.

«Die Volksschule hat grosse Probleme, doch die Politik redet die Probleme schön. Wieso?» Wirtschaftsprofessor Tobias Straumann zieht einen bemerkenswerten Vergleich zwischen der Wirkung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen im 19. Jahrhundert als Beispiel eines lebendigen Föderalismus und der heutigen «Aushebelung des Föderalismus» durch die Herrschaft der EDK. Während eine Rangliste der Kantone die Behörden in früheren Zeiten zum «Gumpe» gebracht hat, beweihräuchern die EDK-Oberer heute die «guten» Pisa-Resultate und gehen ganz einfach über die Tatsache hinweg, dass ein Viertel unserer Schulabgänger nicht richtig Deutsch gelernt hat. Ein Ausrufezeichen zum Abschluss unserer Textsammlung.

Für die Redaktion: *Marianne Wüthrich*

Loblied aufs Mittelmass

Journal 21, 16. Dezember 2023, Carl Bossard

Schweizer Schülerinnen und Schüler liegen über dem internationalen Durchschnitt, im Lesen allerdings nur ganz knapp. Ein Viertel versteht einen alltäglichen Text nicht. Das sagt die PISA-Studie. Von der Bildungspolitik hätte man eine Ursachenanalyse erwartet. Doch sie redet die Resultate schön und gibt ihnen das Prädikat «gut» bis «sehr gut».

Schule und Unterricht seien ein Subsystem der Bildungspolitik; so jedenfalls sieht es der Systemtheoretiker Niklas Luhmann.¹ Steuern müsse die Politik. Seit Jahren aber sind Bildungsexperten und Bildungsreformer am Werk. Sie bestimmen den Kurs, und die Bildungspolitik rudert mit. Verstärkt nach der ersten PISA-Studie von 2000. Hier schlug ihre Stunde. Seither wurde unsere Bildungslandschaft radikal reformiert und umstrukturiert.

Deutlicher Trend nach unten – trotz vieler Reformen

Alles sollte sich ändern. Erhofft und versprochen haben die Reformpromotoren bessere Lernleistungen unserer Schülerinnen und Schüler. Das ist nicht eingetreten. Im Gegenteil. Nach einem leichten Anstieg wurden die Ergebnisse nach 2010 im internationalen Vergleich wieder schwächer. Es kam zu einem deutlichen Abwärtstrend in den Kulturtechniken. Seit über zehn Jahren sinken die Leistungen in den geprüften Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften kontinuierlich. Und dies, obwohl wir heute zweieinhalb Mal so viel ins Bildungssystem investieren wie 1996, nämlich über 41 Milliarden Franken.² Weltweit wohl am meisten.

Signifikanter Anstieg schwacher Leserinnen und Leser

Das «Programme for International Student Assessment» (PISA) untersucht alle drei Jahre, wie gut 15-Jährige am Ende ihrer obligatorischen Schulzeit alltagsrelevante Aufgaben in Mathematik, im

¹ Niklas Luhmann: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. von Dieter Lenzen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002.

² <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/bildungsfinanzen/oeffentliche-bildungsausgaben.html> [abgerufen: 14.12.2023]



Lesen und in den Naturwissenschaften lösen können. Spitzenreiter sind Jugendliche aus den asiatischen Staaten Singapur, Japan, Taiwan und Südkorea; im europäischen Raum ist es Estland. Für die Studie verantwortlich zeichnet die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD).

In der jüngsten Studie 2022 liegen die 15-jährigen Jugendlichen in der Schweiz zwar über dem OECD-Durchschnitt. Zufrieden sein darf man einzig mit dem Bereich Naturwissenschaft. Hier wurde der Trend nach unten gestoppt. Sorgen bereitet aber die grösser werdende Zahl lernschwächerer Schülerinnen und Schüler. Statistisch signifikant gestiegen ist der Anteil schwacher Leserinnen und Leser. 25 Prozent der geprüften Jugendlichen können nur ungenügend lesen. Einen alltagsnahen Text können sie zwar entziffern, verstehen ihn aber nicht. In Mathematik erreichen 20 Prozent die Mindestkompetenzen nicht. Es sind Risikoschüler. Das beunruhigt.

Unterschiedliche Wahrnehmungen für das Gleiche

Die Zahl benachteiligter Schülerinnen und Schüler steigt. Da stimmt doch das Prädikat von «guten» bis «sehr guten» Resultaten nicht. Die positive Einschätzung stammt von der Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner; sie präsidiert die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren (EDK). Ob die offizielle Bildungspolitik hier nicht schönredet und sich mit dem noch schwächeren Abschneiden vergleichbarer Länder tröstet? Die Botschaft – PR-mässig orchestriert und professionell inszeniert – hört man wohl, allein es fehlt der Glaube.

Ganz anders reagiert Deutschland. Unser nördliches Nachbarland ist in Mathematik markant zurückgefallen; beim Lesen allerdings liegt es nur wenig hinter der Schweiz. Trotzdem sprechen die Medien von einem «neuen PISA-Debakel»³ oder vom «Pisa-Schock 2»,⁴ gar von einem «Scherbenhaufen».⁵ Beim Rückgang der Lesefähigkeit sei es «kein Trost, dass es um sie in Österreich und der Schweiz nicht viel besser [als in Deutschland] bestellt ist», schreibt beispielsweise der FAZ-Feuilleton-Redaktor Jürgen Kaube.⁶

Wiederkehr des ewig Gleichen

Auch bei den Konsequenzen aus den PISA-Ergebnissen spricht die deutsche Bildungspolitik Klartext. Sie fordert in der Primarschule ein konsequentes Hinführen auf die grundlegenden Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen. «Angesichts der veränderten Schülerschaft müssen wir mehr Zeit und Konzentration für das Erlernen der Basiskompetenzen» einsetzen, betont der Hamburger Schulsenator Ties Rabe.⁷ Das brauche genügend Zeit zum Üben, fügt er gleich bei. Rabe hat Hamburgs Schulen vorangebracht. Mit seinem Postulat steht er darum nicht allein.

Nach solchen Tönen sucht man bei der Schweizer Bildungspolitik vergebens. Die offizielle Bildungspolitik flüchtet sich in schon Gehörtes und bereits Bekanntes. Es ist die Wiederkehr des ewig Gleichen mit den alten Antworten: Schuld seien soziale Herkunft der Kinder oder zu grosse Klassen und natürlich die zu frühe Niveau-Selektion. Mädchen hätten halt Angst vor der Mathematik, und es bräuchte mehr Fördermassnahmen, sprich Geld. Vergessen geht der Blick ins Klassenzimmer und auf den Unterricht. In diesen Kern hinein zoomen die Analysen nicht. Kein Wort zu den überfüllten Lehrplänen und den minimierten Übungszeiten, keine Zeile zu den Methoden, kaum ein Hinweis auf die zunehmend schwierigeren Arbeitsbedingungen im pädagogischen Parterre mit der anspruchsvollen Integrationsleistung. Dabei spielen Lehrerinnen und Lehrer und ihr guter, konkreter Unterricht vor Ort die Schlüsselrolle. Unterricht ist ein lokales Geschehen. Das zeigt die Forschung; doch das steht nicht im Fokus der Kommentare.

³ Heike Schmoll: Das neue PISA-Debakel. In: FAZ, 06.12.2023, S. 1.

⁴ Uwe Ebbinghaus: Pisa-Schock 2. In: FAZ, 06.12.2023, S. 9.;

⁵ Thomas Kerstan: Nachhilfe gesucht. In: DIE ZEIT, 07.12.2023, S. 1

⁶ Jürgen Kaube: Kompetenz setzt Kenntnis voraus. In: FAZ, 12.12.2023, S. 9.

⁷ Heike Schmoll: Das gab es noch nie. In: FAZ, 06.12.2023, S. 5.



Chancengleichheit sinkt

Der Zuschnitt der PISA-Studien misst und vergleicht; er zeigt Zahlen und Tendenzen. Die Ursachenanalyse muss vor Ort erfolgen. Im Grunde aber bringt der Befund von 2022 nicht viel Neues. Wir wissen es seit über zehn Jahren: Die Lernleistungen in den Basisfächern sinken. Was dabei bedrückt und vermutlich eines der grössten Probleme darstellt: Die unzähligen Schulreformen haben die Chancengleichheit kaum verbessert. Im Gegenteil! Die Zahl der eher schwächeren Schülerinnen und Schüler nimmt zu. Gerade sie leiden am stärksten unter den überfüllten Lehrplänen – und darunter, wenn den Lehrkräften Zeit und Möglichkeit fürs Üben und Anwenden fehlen. Ausserdem setzt der heutige Unterricht über das Individualisieren stark auf selbstständiges Lernen. Das überfordert viele und bevorteilt die eh schon lernstarken Kinder.

Benachteiligung gewisser Kinder

Aus der Forschung wissen wir, wie wirkungsvoll ein gut geführter und strukturierter Unterricht ist – schülerzentriert, sachorientiert, aber lehrergesteuert. Der Neurobiologe Joachim Bauer spricht von «verstehender Zuwendung» – bei gleichzeitiger Klarheit und Führung. Gerade sozial benachteiligte Kinder seien darauf angewiesen. Oder wie es der kürzlich verstorbene, linksliberale Pädagoge Hermann Giesecke formuliert hat: «Nahezu alles, was die moderne Schulpädagogik für fortschrittlich hält, benachteiligt die Kinder aus bildungsfernem Milieu.»

Diese Problematik anzugehen, das sollte doch eine der zwingenden Konsequenzen aus den PISA-Ergebnissen 2022 sein. Allerdings müssten viele Bildungsreformer über den eigenen Schatten springen. Gefordert ist die Bildungspolitik. Sie muss handeln und steuern. Die Bildungsforschung weist den Weg.⁸

Finnlands Pisa-Absturz ist ein Weckruf für die Schweiz

NZZ am Sonntag, 7. Januar 2024, Report & Debatte, Carl Bossard

Der externe Standpunkt • Finnlands Schulen waren Vorbild. Scharenweise wallfahrten Bildungsexperten in den Norden. Doch das Prestige der Vorzeignation ist eingebrochen. Die Schweiz muss davon lernen, findet Carl Bossard

Kann man finnische Schulen kaufen?» So soll ein Bildungsexperte aus dem Nahen Osten gefragt haben. Auch er pilgerte nach der ersten Pisa-Studie ins verheissene Land der weltbesten Schulen – mit einer Copy-and-paste-Absicht. Möglich machten solche Bildungsfahrten die Pisa-Rankings. Das Programme for International Student Assessment (Pisa) vergleicht das Können 15-jähriger Schüler in den Fächern Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. Anhand einer Punkteskala werden die Ergebnisse erfasst und in Kompetenzstufen aufgliedert.

Die erste weltweite Bildungsstudie im Jahr 2000 sah Finnland auf einem globalen Spitzenplatz. Wie seine Langläufer erreichten auch die Schüler Weltruhm. Die finnischen Pisa-Erfolge weckten schnell das internationale Interesse. Der Bildungstourismus boomte. Auch mich zog Finnlands Mythos wie ein Magnet an. Ich reiste ins Mekka des Bildungserfolges. Doch im hohen Norden erlebte ich nicht, was ich in der Schweiz gehört hatte, und ich sah nicht, was Bildungsfachleute predigten und postulierten: Lehrer, die sich als Lerncoachs verstehen und nicht anleiten, Lehrerinnen, die Gruppenarbeiten moderieren und nicht unterrichten, Lehrkräfte, die selbstorientiertes Lernen (SOL) organisieren und nicht kollektiv ins Thema einführen. Keine Spur von Lernen ohne Lehrer

⁸ Vgl. die neueste Studie mit 130'000 empirischen Daten zum guten Unterricht: John Hattie: Visible Learning: The Sequel – A Synthesis of Over 2,100 Meta-Analyses Relating to Achievement. London, New York: Routledge, 2023.



(LOL), kein Anzeichen von individualisiertem Unterricht, kein selbstreguliertes Lernen mit Wochenplänen.

In allen besuchten Schulen erlebte ich das pure Gegenteil, nämlich einen geleiteten und gemeinsamen Unterricht im Klassenverband – strukturiert und in kleine Teile portioniert, mit Rückfragen und Diskursteilen aufgelockert, aber stringent geführt. Daran schlossen sich gemeinsame Übungsteile an – mit präzisen Aufgaben und lernförderlichen Feedbacks.

Assistentinnen unterstützten die Kinder und trainierten mit ihnen. Entspannt im Ton, intensiv im Tun: Abwechslung ohne Zerstreuung. Kein Schüler, keine Schülerin war sich selbst überlassen.

Ob darin Finnlands Geheimnis liegt und dies seinen Spitzenrang erklärt? Das fragte ich mich auf dem Rückweg von der Pilgerstätte. Als aufmerksamer Beobachter entdeckte ich vieles von dem, was der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie in seiner Studie «Visible Learning – Lernen sichtbar machen» von 2009 als lernwirksam definiert: einen geführten und strukturierten Unterricht – schülerzentriert, sachorientiert, aber lehrergesteuert. Hattie spricht von «direct instruction».

Viele Bildungsexperten disqualifizieren diese Form als altmodischen Frontalunterricht und verwerfen sie. Doch sie ist lernwirksam. Das zeigen empirische Studien. Franz E. Weinert, Kronzeuge für den Lehrplan 21 und Direktor des Max-Planck-Instituts für psychologische Forschung, hält lapidar fest: «Zum Entsetzen vieler Reformpädagogen erwies sich in den meisten seriösen Studien eine Lehrform als überdurchschnittlich effektiv, die (. . .) als «Direkte Instruktion» bezeichnet wird. Sie verbessert die Leistungen fast aller Schüler.»

Doch das finnische Bildungswunder ist nicht von langer Dauer. Zwischen 2003 und 2012 verliert das Land insgesamt 25 Pisa-Punkte; das entspricht dem Lernerfolg eines ganzen Schuljahres. In den internationalen Studien sinken die finnischen Lernleistungen weiter. Die Ergebnisse von 2022 taxiert Finnlands Bildungsminister gar als «sehr besorgniserregend». Dabei liegt das ehemalige Bildungsparadies in den Naturwissenschaften und im Lesen noch vor der Schweiz.

Warum dieser Erfolg? Warum dieser Absturz? Manche Lernforscher erklären Finnlands Bildungswunder mit dem alten Schulsystem: starke Lehrerpersönlichkeiten, die Einfluss nehmen und führen, ein geleiteter und klar strukturierter Unterricht, eine eher traditionelle Methodik. Mitte der 1990er Jahre ändert das Land sein Credo. Stabsleute lösen die praxiserfahrenen Schulinspektoren ab.

Das Bildungssystem setzt nun auf Pädagogen, welche die Rolle des Lerncoachs übernehmen und als «Lehrkoordinatoren» den Fokus auf das einzelne Kind und sein selbstgesteuertes Lernen legen statt auf die Klasse. Gleichzeitig werden die Lehrpläne umgestellt: Sie sind nicht mehr inhalts- und zielbezogen, sondern einseitig kompetenzorientiert formuliert. Ab 2012 greifen die Reformen. Dazu brauche es zehn bis fünfzehn Jahre, sagt die Bildungsforschung. Entsprechend schwächer schneidet Finnland in den Tests ab. Die Pisa-Noten werden genau dort schlechter, wo die Reformen zu wirken beginnen.

Finnlands Fehler führen zum Trend nach unten. Daraus lässt sich lernen. Auch die Schweiz ist bei den Reformen den gleichen Weg gegangen. Eine verantwortungsvolle Bildungspolitik müsste Gegensteuer geben. Bildungsverlierer sind immer die lernschwächeren Kinder.

Carl Bossard Carl Bossard, 75, ist Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule Zug. Davor war er als Rektor der kantonalen Mittelschule Nidwalden und Direktor der Kantonsschule Luzern tätig. Heute begleitet er Schulen und leitet Weiterbildungskurse. Er beschäftigt sich mit schulgeschichtlichen und bildungspolitischen Fragen.



Lesemisere – Bücher statt Bildschirme

NZZ, 20. Dezember 2023, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Eliane Perret

Es ist hinlänglich bekannt, dass heute eine grosse Anzahl von Kindern und Jugendlichen nicht über ausreichende Lese- und Schreibkompetenzen verfügen, um den privaten und beruflichen Alltag selbständig und befriedigend gestalten zu können. Bereits um die Jahrtausendwende war der Anteil von Jugendlichen mit sehr schwachen Lesefähigkeiten mit 12 Prozent besorgniserregend. 2014 zählte man im Bundesamt für Statistik (BfS) 800 000 betroffene Menschen und befürchtete eine Zunahme in den nächsten Jahren.

Mit der Volksabstimmung 2006 wurde in der Schweiz ein Bildungsartikel in die Bundesverfassung aufgenommen, der bestimmte einheitliche Regelungen für die ganze Schweiz versprach. Zur Behebung des angesprochenen Problems braucht es jedoch keine schweizweit einheitlichen Massnahmen. Gerade die Kantonshoheit im Bildungsbereich ist ein Garant dafür, dass gezielt und schnell Massnahmen ergriffen werden könnten, die auf die Gegebenheiten und Bedürfnisse der jeweiligen Kantone ausgerichtet sind.

In den vergangenen Jahren ist die Zahl jener Kinder kontinuierlich gestiegen, die Deutsch nicht als Erstsprache haben. Natürlich steht damit ein pädagogisches Problem an, denn sie brauchen fundierte Deutschkenntnisse. Bis vor einigen Jahren gab es die sogenannten Kleinklassen E, in denen sich neu in der Schweiz wohnhafte Kinder die notwendigen Sprachkenntnisse aneignen konnten, bevor sie in die Regelklassen integriert wurden. Nun müssen sich die meisten von ihnen von Anfang an mit einigen Stunden zusätzlichem Deutschunterricht in einer Regelklasse zurechtfinden, was für sie einen Mangel an Chancengerechtigkeit und eine Belastung für die Schulklasse bedeutet. Wenn vielfach die Heterogenität in den Klassen als mögliche Ursache und differenzierender Unterricht als zu treffende Massnahme vorgeschlagen wird, so fehlt eine sorgfältige Analyse der Situation. Zwar gehört die Heterogenität in den Schulklassen, bedingt durch die sogenannte Integration aller Kinder in der Regelklasse, sicher auch zu den Ursachen der Lesemisere. Der differenzierende bzw. individualisierende Unterricht, mit dem die Kinder vereinzelt ihre Lernprogramme erfüllen sollen, ist heute jedoch bereits üblich und deshalb nicht geeignet. Er verhindert gerade einen sprachlich anregenden Lernprozess. Es fehlen die Modellwirkung sprachgewandter Kinder und ein Übungsfeld des gemeinsamen Gesprächs und Lesens – kurz das Lernen von- und miteinander, entscheidend für einen gelingenden Lese- und Sprachlernprozess.

In unserer Gesellschaft ist man unzählige Male am Tag mit Schrift und Text konfrontiert. Wer nur mit Mühe einen Text entziffern kann und kaum oder gar nicht versteht, was drinsteht, ist nicht nur in seinem Lebensalltag und seinen -zielen eingeschränkt, sondern auch in seiner Selbsteinschätzung, ein wertvoller und gleichwertiger Mensch zu sein, zutiefst betroffen.

Um die Lesemisere in der Schweiz zu beheben, müssen auch heisse Eisen angefasst werden: Vernachlässigt wurde bisher, dass Leseschwächen und -störungen oft verursacht sind durch untaugliche, mittlerweile im Ausland teilweise wieder unzulässige Methoden, mit denen sich Kinder falsche Lernstrategien und Fehler aneignen, die später nur noch schwer zu korrigieren sind.

Es scheint bei der Analyse des gegenwärtigen Problems bestimmte Denkblockaden zu geben. Eine davon ist die Unantastbarkeit digitalen Lernens. Schweden hatte vor einiger Zeit den Mut, Forschungsergebnisse zu den Ursachen ihrer durch die empirische Studien dokumentierte Lesemisere ernst zu nehmen. Bisher als Unterrichtsmittel übliche digitale Geräte – allen voran die Tablets – wurden aus den Schulzimmern der Primarschüler verbannt. Geplant ist eine Rückkehr zu Büchern im Schulzimmer. Ein renommiertes Forschungsteam hatte belegt, dass sich das Lesen auf dem Bildschirm negativ auf das Leseverständnis auswirke und Texte am Bildschirm schneller und oberflächlicher gelesen werden, was ein vertieftes Lernen behindert.

Eliane Perret ist Psychologin und Heilpädagogin; sie war Schulleiterin an einer Tagessonderschule.



«Ein kostspieliger Missstand»

NZZ am Sonntag, 24. Dezember 2023, Leserbriefe

«Geld & Geist»

Das Sprachfiasko an der Volksschule hat verschiedene Gründe. Ein wesentlicher ist das überladene Konzept. Kleine Zuwanderer sind oft in der Muttersprache noch zu wenig gefestigt, müssen dann aber bei uns lernen, Dialekt zu sprechen, später kommt Schriftdeutsch dazu, in der dritten Klasse Englisch und in der fünften Französisch. Dass damit das Fuder eindeutig überladen wird, zeigt sich nun. Mit Frühfranzösisch sollte erst auf der Oberstufe begonnen werden; die dadurch frei werdende Zeit könnte mit zusätzlichem Deutschunterricht weit besser genutzt werden. Heute muss in der Oberstufe mit Französisch oft wieder bei null begonnen werden: ein unhaltbarer, demotivierender und kostspieliger Missstand.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Der hohe Anteil fremdsprachiger Kinder trägt sicher wesentlich, aber nicht ausschliesslich zu den problematischen Pisa-Ergebnissen im Lesen bei. Der Autor fragt jedoch nicht, wie es kommt, dass die Ergebnisse in Naturwissenschaften deutlich besser sind. Eine Ursache kann darin liegen, dass diese Bereiche vor allem der Arbeit in der Schule zugeordnet sind, während das Lesen in hohem Masse ins Private delegiert wird. Eltern werden dazu aufgefordert, dafür zu sorgen, dass die Kinder zu Hause mehr lesen. Auf der Strecke bleiben dabei Schülerinnen und Schüler, deren Eltern die Bedeutung des Lesens nicht vermitteln können. Aber auch die Schule sündigt. Lesen wird häufig zu wenig als spannendes und lustvolles Erleben vermittelt, bei dem nicht dauernd kontrolliert und gefragt werden muss, was der Autor mit dem Text gemeint haben könnte. Meines Erachtens sind zwei Massnahmen erforderlich: Es braucht eine Schulstruktur, die vor allem auf der Volksschulstufe Raum für freie Lese- und Lernerlebnisse zulässt. Zudem gehen wir in die Irre, wenn der Erwerb der Lesekompetenz ausschliesslich dem Deutschunterricht zugeordnet wird. Die Funktion auch der naturwissenschaftlichen Fächer ist zentral und erfordert die entsprechende Sprach- und Vermittlungskompetenz von allen Lehrpersonen.

Dorothee Widmer, Basel

«Lesemisere – Bücher statt Bildschirme»

NZZ, 3. Januar 2024, Leserbriefe

Es braucht viel Mut und tiefes Fachwissen, um einen kritischen Text zu verfassen, wie dies Marianne Wüthrich in ihrem Leserbrief zur Pisa-Erhebung in der NZZ am 18. 12. 23 tut.

Sie schreibt zutreffend: «Es wäre an der Zeit, zuzugeben, dass die Experimente, die Buschor und Co. der einst guten Schweizer Volksschule während dreissig Jahren zugemutet haben, gescheitert sind.»

Das grosse Problem in dieser beunruhigenden Situation ist, dass Bildungsstrategen und -experten niemals eigene Fehleinschätzungen zugeben, ganz im Gegenteil. Sie treiben ihren pädagogischen Blindflug unbeirrt weiter voran.

Laufend werden neue sogenannte Pilotprojekte aufgegleist und Modelle gebastelt, die dem erwähnten Kerngeschäft der Schule – «genügend Zeit und Musse» – noch weniger gerecht werden und noch weniger schulische Leistung und Konzentration einfordern.

Fächer werden abgeschafft und durch Kompetenzen ersetzt, Klassenzimmer werden umgebaut und in Lernlandschaften beziehungsweise Wohlfühlöasen verwandelt – womöglich noch mit Säcken anstelle von Stühlen ausgestattet (NZZ 22. 8. 23).



Solange hier keine Rückbesinnung auf die bewährten traditionellen Erfolgsmodelle stattfindet, auch zwischendurch ohne digitale Medien, sehe ich kein Ende unserer Bildungs-Odyssee.

Zudem trägt auch die stetig wachsende Schülerzahl aus bildungsfernen Schichten keineswegs zu einer Normalisierung bei. Umso wichtiger ist es, diese Dinge sehr ernsthaft zu thematisieren und daraus die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.

Anton Zangerl, dipl. Mittelschullehrer und Lehrmittelautor, Zürich

Im Artikel über die alarmierende Lesemisere bei Kindern und Jugendlichen – auch in der Schweiz – weist die Autorin mit Recht darauf hin, dass nicht vor allem individualisierende Lernprogramme diese Probleme beheben können, sondern dass das gemeinsame Lesen und Sprechen über das Gelesene ein ideales sprachliches und emotionales Übungsfeld für alle Kinder und Jugendlichen darstellt (NZZ 20. 12. 23).

Gemeinsam ein Buch zu lesen und im anschliessenden Gespräch die eigenen Überlegungen dazu zu formulieren, so unsicher fehlerhaft das am Anfang auch ausfallen mag, ermöglicht es Kindern und Jugendlichen, zuzuhören und sprechen zu üben. Es kann zu echtem innerem Mitleben führen und das Interesse und die Freude an den vielen Möglichkeiten der Sprache und des Lesens wecken.

Kein Bildschirm vermag zu leisten, was hier lebendige Lehrerinnen und Lehrer mit einem Buch in der Hand erreichen können.

Silvia Nogradi Kraft, Nussbaumen

Resultate der Pisa-Erhebung

NZZ, 18. Dezember 2023, Meinung & Debatte, Leserbrief

Nach den Ergebnissen der neuen Pisa-Tests stellen wir wieder einmal fest, dass viele Jugendliche nach acht bis neun Schuljahren nicht gut genug lesen können («Das sind die Fachkräfte, die uns fehlen», NZZ 6. 12. 23).

Mit Recht findet die Bildungsexpertin Anke Schmitz es «sehr beunruhigend», dass ein Viertel der 14-Jährigen «nur punktuelle Informationen aus einem einfachen Text entnehmen» kann, ganz zu schweigen vom Verständnis für den Sinn des Textes. Dazu kommt die mangelhafte «sprachliche Ausdrucksfähigkeit» in schriftlichen Texten.

Es wäre an der Zeit zuzugeben, dass die Experimente, die Buschor und Co. der einst guten Schweizer Volksschule während 30 Jahren zugemutet haben, gescheitert sind. Für jede erfahrene Lehrerin ist es ein offenes Geheimnis, was es braucht, damit Kinder flüssig und mit Freude lesen und schreiben lernen und dabei ihren Wortschatz und den geistigen Horizont erweitern.

Mit selbstorganisiertem Abarbeiten von digitalen Lernprogrammen funktioniert das nicht. Was es braucht, ist viel Zeit und Raum, damit der Lehrer mit seiner Klasse zusammen Schritt für Schritt lesen und schreiben üben kann, inklusive Satzbau, Grammatik und Rechtschreibung.

Dabei lernen sie auch immer besser, einen Text zu verstehen, und die Freude am Lesen kann entstehen und wachsen, so dass auch wieder mehr Jugendliche Lust bekommen, ein Buch zu lesen. Auch Kinder mit anderen Muttersprachen lernen so besser Deutsch.

Aber es braucht genügend Zeit und Musse, möglichst ohne dass in der Aufbauphase noch zwei Fremdsprachen auf dem Stundenplan stehen. Hier darf es kein Denkverbot geben – unserer Jugend und unserem Wirtschaftsplatz zuliebe.

Marianne Wüthrich, Wil



«Unser Lesehirn darf nicht verkümmern»

Tages-Anzeiger, 21. Dezember 2023, und jetzt? Mario Stäuble

Jahreswechsel-Gespräch mit Neurowissenschaftlerin • Lesen und Denken gehören zusammen, sagt Maryanne Wolf. Und der Boom von digitalen Geräten gefährdet beides. Die Amerikanerin schlägt Gegenmittel vor - für Kinder, aber auch für Erwachsene.



Die Advokatin des Lesens (Bild Wikipedia)

Maryanne Wolf hatte englische Literatur studiert und eine Karriere in dem Feld angestrebt, aber ein Freiwilligeneinsatz auf Hawaii im Jahr 1970 änderte alles. Wolf, damals 23-jährig, sollte Kindern von Plantagenarbeitern das Lesen beibringen – und scheiterte grossteils. Geprägt von diesen Erlebnissen, widmete sie sich der Erforschung des Lesens. Die Amerikanerin wurde zur Neurowissenschaftlerin, doktorierte an der Harvard-Universität und spezialisierte sich auf Leseschwierigkeiten wie Legasthenie. Heute ist Wolf eine führende Stimme rund um Lesefähigkeiten und digitales Lesen. Ihre beiden Bücher zum Thema sind auf Deutsch unter den Titeln «Das lesende Gehirn» und «Schnelles Lesen, langsames Lesen» erschienen. (ms)

Frau Wolf, in meinem Umfeld gibt es Leseratten, die plötzlich Mühe haben, lange Texte fertig zu lesen. Ihnen selbst ist etwas ganz Ähnliches passiert. Was ist da los?

Ich bin eigentlich eine Wissenschaftlerin, die sich in ihrer täglichen Arbeit mit Lesen beschäftigt. Die weiss, was sich in unserem Gehirn abspielt. Trotzdem ist es mir auch so ergangen, und zwar ausgerechnet bei Hermann Hesses «Glasperlenspiel» - einem Buch, das ich in meiner ersten Karriere als Literaturwissenschaftlerin lieben gelernt habe. Als ich es wieder zur Hand nahm, konnte ich aber nicht mehr richtig in die Geschichte eintauchen. Ich kann das nicht mehr lesen, dachte ich.

Woher kam das Gefühl?

Ich las das «Glasperlenspiel» sehr oberflächlich und schnell, so, wie ich meine täglichen E-Mails lese: Hauptsache, ich nehme die wichtigsten Infos mit. Ich nenne diese Art des Lesens «skimming» («überfliegen» oder «abschöpfen»). Das Problem ist, dass wir heute so viel Information auf Bildschirmen konsumieren, dass wir die meiste Zeit damit verbringen, zu «skimmen» - und uns daran gewöhnen.

Warum ist das problematisch?

Bildschirme, zum Beispiel von unseren Mobiltelefonen, sind ein wunderbares Mittel, um schnell Informationen zu erfassen. Aber sie führen uns vom «deep reading» weg, also vom «vertieften» Lesen.

Sie nennen dieses oberflächliche Lesen auch «F-Lesen».

Das kommt von der Erforschung der Augenbewegung. Wenn man beobachtet, wie sich unsere Augen bewegen, wenn wir schnell lesen, stellt man fest: Wir lesen oft die erste Zeile einer Seite, dann scannen wir nach unten, lesen irgendwo in der Mitte nochmals eine Zeile und scannen dann ganz nach unten. Unsere Augen vollführen also die Bewegung eines grossen F. Manchmal lässt sich auch ein Z-Muster beobachten: Wir lesen die erste Zeile, scannen die Seite diagonal und lesen dann die letzte Zeile

und gleichzeitig setzen wir im Kopf zusammen, worum es auf der Seite ungefähr geht?

Genau. Dabei kriegt man erstaunlich viel mit, worüber ein Autor schreibt - aber mehr als die Hälfte



der Information verpasst man. Viel wichtiger ist aber: Man setzt sich nicht richtig mit der Argumentation auseinander. Man taucht nicht in die Gedankenwelt der Autorin, des Autors ein. Und dann die Schönheit der Sprache, der Stil - alles verpasst!

Sie sagen, dass sich dahinter ein ganz grundsätzliches Problem verbirgt: Wir brauchen lang-sames, vertieftes Lesen, um unser Denken zu schulen. Können Sie das genauer erklären?

Dazu muss ich etwas ausholen. Unser Gehirn kennt zwei Arten des Lesens. Die erste Art ist die nackte Aufnahme von Information - das Entschlüsseln von Buchstaben. So lernen wir als Kind lesen. Aber mit den Jahren entwickelt sich unser Gehirn weiter, und wir lernen, unser eigenes Hintergrundwissen mit dem zu verknüpfen, was wir gerade lesen. Ebenso lernen wir, in einem Text unseren eigenen Standpunkt zu verlassen und in den Standpunkt einer Autorin, eines Autors einzutauchen - sozusagen in ihren oder seinen Schuhen zu gehen. Wir lernen Abstraktion. Wir lernen Empathie. Dazu sind anspruchsvolle kognitive Fähigkeiten nötig: Schlussfolgerungen ziehen zu können, Assoziationen zu bilden, unterschiedliche Konzepte zusammenzubringen. Eine kritische Analyse der Argumente vorzunehmen. Das muss man üben.

Man könnte entgegen: Dieses Denken zu üben, liegt in der Verantwortung jedes Einzelnen. Selber schuld, wer sich nicht darum kümmert.

Wir leben in einer Zeit, in der viele Menschen Mühe haben, einander zu verstehen. Viele wollen gar nicht mehr erst die Perspektive eines Gegenübers einnehmen, das anderer Meinung ist. Umso wichtiger ist die Fähigkeit, den eigenen Standpunkt auch einmal verlassen zu können. Damit wir einander nicht abhandeln können.

«Am Ende geht es darum, zu unseren eigenen besten Gedanken zu finden.»

Sie stellen eine Verbindung zur menschlichen Kreativität her. In einem Ihrer Bücher zitieren Sie den Chemiker Louis Pasteur: «Chance comes only to the prepared mind» - etwa: «der Zufall trifft nur den vorbereiteten Geist».

Das ist eine meiner Sorgen: Viele Leute denken, sie hätten neue Ideen, wissen aber nicht, dass sie über ein Konzept gestolpert sind, das längst erforscht und verstanden ist. Um etwas Neues zu schöpfen, um über das Bekannte hinauszugehen, brauchen Sie ein Fundament an Wissen.

Sie machen Bildschirme für die Krise des vertieften Lesens verantwortlich: Mobiltelefone, Tablets, Laptops. Aber ein Bildschirm mit Text zeigt zunächst nichts weiter als Buchstaben. Wie die Seite eines gedruckten Buchs.

Aber es sind eben nie einfach nur Buchstaben. Es geht um unsere Aufmerksamkeit. Technologie - etwa Handyscreens - erlaubt es, unsere Aufmerksamkeit in einer Art und Weise anzuziehen, wie es früher nicht möglich war. Die paar Sekunden, mit denen unsere Aufmerksamkeit erheischt wird, erlauben kein Eintauchen, kein vertieftes Lesen oder Nachdenken. Wir skimmen nur.

Die aktuelle Pisa-Studie hat bei 15-Jährigen weltweit einen Trend zu schlechteren Lesefähigkeiten festgestellt. Gibts da einen Zusammenhang?

Die Sorge ist gross, dass es diesen gibt. Gerade erst hat der spanische Leseforscher Ladislao Salmerón eine grosse Metastudie veröffentlicht. Diese zeigt, dass Lesen von Printmedien zu deutlich besserem Leseverständnis führt als digitales Lesen. Bei älteren Bevölkerungsgruppen ist der Effekt weniger stark, aber Print ist auch da besser. Das führt mich zur Hypothese, dass die verstärkte digitale Nutzung einen Beitrag zum Rückgang bei Pisa leistet. Entweder, weil sich die Ökonomie der Aufmerksamkeit verändert: Es fliesst einfach viel mehr Zeit in digitale Medien. Oder - und das ist die bedrohlichere Annahme - der Rückgang des Leseverständnisses hängt mit dem oberflächlichen Bildschirm-Lesen zusammen. Wahrscheinlich ist beides der Fall.

Sind wir uns denn zu wenig bewusst, dass und wie unsere Aufmerksamkeit gesteuert wird?

Wir haben noch nicht gelernt, mit dieser neuen Anziehung der Aufmerksamkeit umzugehen. Und darum müssen wir uns kümmern. Ich lebe in Kalifornien, und hier läuft gerade ein Programm, um Kindern digitale Kompetenzen («digital literacy») beizubringen.

***Digitale Kompetenzen?***

Es klingt jetzt vielleicht so, als sei ich eine Gegnerin alles Digitalen. Das ist überhaupt nicht so. Mir ist völlig klar, dass wir in einer digitalen Welt leben, heute und morgen. Es gibt kein Zurück. In meinen Augen müssen wir Kindern beides beibringen: den Umgang mit digitalen Geräten - und vertieftes Lesen. Wir wollen nicht, dass eine Generation von skimmenden Leserinnen und Lesern heranwächst, welche die Oberfläche eines Texts nicht mehr durchbrechen kann. Weil Lesen eben nicht nur Lesen ist. Lesen ist Entwicklung, Schulung und Schärfung des Denkens.

Was heisst das konkret?

Wir müssen Kindern beibringen, was Aufmerksamkeit bedeutet. Sechs Monate alte Babys schauen heute Videos auf iPads. Weil sie durch Bildschirme ständig hyperstimuliert werden, entwickelt sich die Fähigkeit nicht mehr, Aufmerksamkeit über eine gewisse Zeit auf ein Thema zu richten. Wir verlieren Kinder schon im Babyalter.

Wie sollte man das angehen?

Von null bis fünf Jahren sollten Kinder medienmässig von (Bilder-)Büchern umgeben sein, Eltern und Umfeld sollen ihnen jeden Tag vorlesen, Kinder sollen ihre Bücher halten, damit spielen, ja darauf herumkauen! Lesen soll eine interaktive und sinnliche Erfahrung sein.

Und die Screens?

Die sollten kein Babysitter-Ersatz sein, sie sollten weder als Ablenkung oder Belohnung noch - durch Entzug - zur Bestrafung dienen. Kinder sollten sie nur unter eingeschränkten Bedingungen benutzen.

«Screens sollten kein Babysitter-Ersatz sein. Sie sollten weder als Ablenkung oder Belohnung noch zur Bestrafung dienen.»

Können Sie eine Faustregel nennen?

Bei uns in den USA hat der Verband der Kinderärztinnen und -ärzte seine Empfehlungen geändert, es gibt eine hitzige Debatte dazu. Früher hiess es: gar kein Bildschirm bis 18 Monate. Neu heisst es: kein Bildschirm bis zwei Jahre. Danach muss jede Familie selber Entscheidungen fällen, basierend auf den realen Verhältnissen zu Hause. Da gibt es grosse Unterschiede. Ich kann nur empfehlen, dass man Bildschirme zwischen eineinhalb und fünf sehr graduell einführt.

Und dann werden die Kinder fünf.

Ab dann können Print und Digital nebeneinander laufen. Jetzt lernen Kinder selbst lesen, zwischen fünf und sieben, je nach Schulsystem. Im Digitalen gibt es jede Menge sinnvoller Möglichkeiten, von virtuellen Legospielen bis zu Programmierübungen. Und danach, mit vielleicht sieben oder zehn Jahren, hoffe ich, dass es den Lehrerinnen und Lehrern gelingt, die Kinder in die Welt des vertieften Lesens zu führen. Ich will, dass die Kinder mit Harry Potter und seinen Freunden mitfühlen!

Wie stellen Sie es sich konkret vor, dass Kinder in beiden Welten leben sollen?

Wenn sie gelernt haben, vertieft zu lesen, können sie diese Fähigkeit auch auf Information am Bildschirm anwenden. Ich weiss, das klingt nach einer sehr schwierigen Aufgabe für die Eltern und die Lehrerschaft. Ist es auch. Aber davon wird abhängen, wie gut Gesellschaften in Zukunft funktionieren. Wenn wir unsere Fähigkeit verlieren, kritisch zu denken, wenn wir nur noch skimmen und Mühe damit haben, Information und Desinformation auseinanderzuhalten, gefährden wir am Ende unser demokratisches Zusammenleben.

Dieses Argument ist alt. Schon als das Fernsehen in den 50er- und 60er-Jahren populär wurde, sahen Kritiker das Ende der Zivilisation nahen.

Der Unterschied ist, dass es heute Geräte gibt, die viel weiter entwickelt sind als ein Fernseher. Screens und die Software dahinter ziehen heute Aufmerksamkeit in einer Art und Weise an, wie das frühere Medien nie konnten. Unsere Technologie entwickelt sich gerade in atemberaubendem



Tempo - über künstliche Intelligenz haben wir noch gar nicht gesprochen -, und unser Wissen darüber ist im Rückstand.

Vielleicht ist die Realität längst weiter: Die junge Generation orientiert sich heute nicht mehr an Text. Ihr primäres Format ist Video, Video, Video.

Ja, genau. Es ist so aufregend wie besorgniserregend. Mein Sohn ist Künstler, und seine Freunde produzieren genau solche Videos. Diese Kreativität, die da freigesetzt wird! Aber klar, ich frage mich, auf wessen Kosten das passiert. Text ist weniger zentral für sie.

Zu welchen Schlüssen kommen Sie?

Ich gebe viele Interviews, und ich weiss nicht, wie viele Interviewer von TV-Stationen mich schon heute um Hilfe fragen: Sie hätten Mühe mit Lesen, sie wollten einfach nur noch ihre Videos und Filme streamen. Mein Motto dazu: «Preserve as we expand» - «bewahren, während wir ausweiten». Bewegtbild wird die Art und Weise prägen, wie die nächsten Generationen denken. Aber wenn dieses Medium zu dominant wird, werden wir eine ganze Welt verlieren. Ein Medium sollte nicht alles dominieren - das ist ungesund wie eine einseitige Diät. Unser Lesehirn darf nicht verkümmern.

Könnte aus dem vielen Videokonsum nicht auch eine völlig neue visuelle Wissenskultur entstehen - ein «deep watching», ein «vertieftes Schauen»?

Ha! Das gefällt mir. Darum sagte ich «aufregend». Einer der Freunde meines Sohnes ist Regisseur. In seine Videos fliesst so viel Energie, und er erreicht damit ein ganz anderes Publikum, als Text es je könnte. Aber eben: Das ist keine Entweder-oder-Situation. Das ist eine Sowohl-als-auch-Situation. Ein Beispiel?

Bitte.

Während Corona habe ich angefangen, K-Dramas zu schauen.

K-Dramas?

Koreanische Dramaserien. Ausgehend davon habe ich eine ganze Welt entdeckt, koreanische Poesie, Romane, Musik und Geschichte. Die Serien haben die Neugier in mir geweckt. Aber ich war dank meiner Fähigkeiten auch bereit dafür, in diese Welt einzutauchen.

Womit wir wieder beim vertieften Lesen sind. Was empfehlen Sie Erwachsenen, die diese Fähigkeiten nicht verlieren wollen?

Am Anfang habe ich Ihnen erzählt, wie schwierig für mich das Lesen des «Glasperlenspiels» geworden war. Für mich war der erste Schritt, zu erkennen, dass ich mich verändert hatte. Und dann kam der zweite Schritt: Ich habe mir jeden Abend 15 bis 20 Minuten reserviert, um das Buch zu lesen. Alle möglichen Ablenkungen habe ich entfernt. Es dauerte dann ungefähr zwei Wochen, bis ich das «Glasperlenspiel» wieder «tief» las, so wie ich es früher getan hatte. Plötzlich war ich wieder zu Hause.

Haben Sie nach dieser Einsicht Ihren Alltag verändert?

Ich habe zwei neue Rituale eingeführt, ich nenne sie meine «Buchstützen des Tages». Morgens und abends lese ich je während 20 Minuten einen Text, der meine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Wir können so viel lernen, wenn wir auf die besten Ideen einer anderen Person fokussieren. Am Ende geht es darum, zu unseren eigenen besten Gedanken zu finden.

Aber manchmal muss man ja im Netz etwas recherchieren.

Wenn Sie mal wieder durch irgendwelche Websites skimmen, sollten Sie sich fragen: Ist es richtig, dass ich diesen Text überfliege, oder sollte ich ihn vielleicht besser ausdrucken?



Schule ohne soziale Medien

Die Weltwoche, 3. Januar 2024, Margarita Louis-Dreyfus

Die Digitalisierung führt bei Kindern zu Einsamkeit und emotionalen Verkümmierungen – ausgerechnet in einem Alter, das für die körperliche und geistige Entwicklung so wichtig ist. Was tun? Die Lösung liegt auf der Hand.

Als die Lehrerin meiner beiden Töchter am ersten Schultag allen Sechsjährigen einen iPad verteilte, fragte ich sie, ob sie das für sinnvoll halte. «Keineswegs», entgegnete die erfahrene Pädagogin, «aber ich bin gezwungen, die Geräte abzugeben. Ich werde sie im Unterricht aber so wenig wie möglich verwenden.» Tatsächlich treiben unsere Behörden die Digitalisierung massiv voran, nicht zuletzt auf Druck der IT-Industrie, die selbstverständlich nicht das Kindeswohl, sondern den eigenen Profit im Auge hat.

Wir hören oft das hundertfach vorgebrachte Argument, man könne unsere Kinder nicht früh genug mit den sozialen Medien bekannt machen, damit sie die Anforderungen einer digitalisierten Welt bewältigen lernten. Genauso gut könnte man aber den Sechsjährigen einen Autoschlüssel in die Hand drücken und sie ans Steuer eines Fahrzeugs setzen, da man sie ja zeitig mit den Tücken des Strassenverkehrs bekannt machen müsse. Nun mag man einwenden, die Gefahren der sozialen Medien und durch das zunehmende Ersetzen direkter menschlicher Kommunikation durch digitale Kommunikation seien ungleich geringer. Genau hier aber möchte ich mit guten Gründen widersprechen.

«Recht auf Digitalisierung»

Es ist mir wichtig, zu betonen: Ich wende mich keineswegs gegen den Fortschritt, den Digitalisierung und soziale Medien unserer Gesellschaft bringen. Wer würde bestreiten, dass sie uns den Alltag erleichtern und in vielem angenehmer gestalten? Viele Vorteile der Digitalisierung schätze ich sehr. So wie ich auf keine Vorteile des Autofahrens verzichten möchte. Aber diese beiden Tätigkeiten, das Autofahren und das Benutzen von Social Media, benötigen gewisse Eigenschaften, die Menschen erst in einem bestimmten Alter entwickeln. Deswegen sind die Gefahren einer viel zu frühen Konfrontation unseres Nachwuchses mit der Informationstechnologie enorm: für die Entwicklung der Kinder, für das Familienleben, ja für unsere Gesellschaft als Ganzes.

E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.

Vor einem Jahr besuchte ich in Schweden eine Tagung des Global Child Forum. Neben Psychologen und Soziologen sprachen dort zwei Vertreter der Technologie-Industrie, die das Geschäftsinteresse ihrer Unternehmen unerwähnt liessen, dafür «politisch korrekt» über das Recht der Kinder auf eine «ständige digitale Verbundenheit» mit der Welt referierten. Diese Vertreter der Tech-Industrie erklärten, dass gewiss noch nicht alles hundertprozentig in Ordnung sei in der digitalen Welt, aber man werde alles dafür tun, sie immer besser zu machen – damit die Kinder dort, in der digitalen Welt, so viel von ihrer Freizeit wie möglich verbringen könnten. Niemand im Saal protestierte. Ich fragte einen ebenfalls anwesenden Stockholmer Klinikchef, ob er diesem Befund zustimme. «Natürlich nicht», meinte er, «aber wenn ich mich dagegen auflehne, riskiere ich, Schwierigkeiten in meinem Job zu bekommen. Deswegen müssen jene Leute gegen diesen Trend aufstehen, die nichts zu verlieren haben.» Es war seltsam, so etwas im liberalen Schweden zu hören.

Im Gespräch mit Königin Silvia und deren Schwiegertochter, einer dreifachen Mutter, konnte ich meine Bedenken ausführlich anbringen. Das Interesse der königlichen Familie an diesem Thema war beeindruckend. Mittlerweile ist die Skepsis gegenüber iPads und Laptops an den Schulen so gross geworden, dass die schwedische Regierung wieder vermehrt zu den klassischen Unterrichtsmaterialien Heft und Buch zurückkehren will. Die forschenden Experten warnen eindringlich, dass neben den emotionalen Defiziten der Rückgang der Lernkompetenz immer ersichtlicher werde. In



Frankreich sind zumindest private Handys, Tablets und Smartwatches an den öffentlichen Schulen seit 2018 verboten. Denn das Ablenkungspotenzial der Unterhaltungselektronik auf Kosten der Aufmerksamkeit im Unterricht ist längst erkannt. Kinder und Jugendliche mit Smartphones bewegen sich viel weniger in den Pausen, und die Kommunikation zwischen den Schülern und Lehrern leidet ebenso wie das Schulklima. E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.

Solche Erkenntnisse sind keineswegs fortschrittsfeindlich, sondern entsprechen der Lebenswirklichkeit. Viele medizinische Experten warnen, dass eine frühe Digitalisierung und der zunehmende Einsatz von sozialen Medien im Kindesalter schädlich sind für die emotionale, körperliche und intellektuelle Entwicklung. Viele meiner Freunde beschwerten sich, dass sie ihre Kinder an die Social Media verloren haben und sie nichts dagegen tun können. Es ist, als ob wir die Kinder – statt ihnen das Laufen beizubringen – direkt auf ein Fahrrad, ja auf ein E-Bike setzen. Sie überspringen in dieser entscheidenden Lebensphase wichtige Lernprozesse für ihre spätere Widerstandsfähigkeit.

Warum ist das Alter so wichtig? Wenn man in der Kindheit nicht gelernt hat, Velo zu fahren, kann man das später noch lernen. Wenn man als Kind aber keine Charakterzüge ausgebildet hat, um die Komplexität des Lebens zu ertragen und ein konstruktives Mitglied der Gesellschaft zu werden, ist das schwer nachzuholen. Manchmal klappt es. Was man aber nicht nacherziehen kann, sind die positiven Emotionen, die den Menschen für die Selbstüberwindung zugunsten eines sinnvollen Zwecks belohnen. Die kann man nur als Kind während einer komplexen Situation vor allem in der Familie erlernen. Deswegen ist diese kindliche Phase der Entwicklung so wichtig.

Wenn die Kinder ihre Schul- und Freizeit vor ihren Geräten verbringen, statt direkt mit Menschen zu kommunizieren, führt dies zu emotionaler Verwahrlosung. Der direkte Kontakt sowie die zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen gehören zu den wichtigsten Bedingungen, die den Kindern ermöglichen, eine richtige Einschätzung des Gegenübers und der ständig wechselnden Umwelt zu entwickeln. Sie fördern das Entwickeln von Empathie, aber – wo nötig – auch skeptische Distanz. Dieser wichtige Prozess braucht sehr viel Zeit und Mühe. Der Austausch per Whatsapp verkürzt die Lernzeit drastisch und erzeugt eine Art digitale Gleichgültigkeit.

Zwang, sich selber zu verkaufen

Was ist das Wichtigste im Leben? Oft höre ich von Vertretern der Tech-Industrie, dass das unablässige Sammeln von Informationen der Lebenszweck sei. Ich möchte dem widersprechen. Es sind nicht die angehäuften Zahlen und Fakten in unserem Kopf, die uns mit Freude oder Wärme erfüllen oder unsere Einsamkeit, Frustration und Aggression reduzieren. Das Erlernen der ethischen Werte und der sinnvollen Selbstüberwindung mit belohnenden, positiven Emotionen ist ein Prozess, den die Kinder am ehesten durch direkte Kommunikation mit geliebten Mitmenschen erleben. Die wachsende Zahl der in der digitalen Welt verbrachten Tagesstunden raubt den Kindern die Möglichkeit, zu lernen, wie man Schwierigkeiten und Frustrationen überwindet. Die Kraft des Durchkämpfens wird ihnen gewissermassen abtrainiert. Die gezielte suchterzeugende Kraft der Social Media macht es den Kindern und den Eltern sehr schwer, die Zeit in der digitalen Welt zu beschränken. Das kennen fast alle Eltern.

Das Problem des verfrühten Einführens von Social Media und Digitalisierung in das kindliche Leben besteht nicht nur in der Überforderung durch die Konfrontation mit Gewalt und Pornografie. Nicht das Fehlen der Vermittlung moralischer Werte steht meiner Ansicht nach im Vordergrund, sondern der Zwang, sich selber zu verkaufen. Wer nicht mitmacht, bleibt ausgeschlossen aus dieser unwirklichen, eben digitalen Gesellschaft. Die sozialen Medien vermitteln den Kindern einen Wettbewerb ohne Grenzen und ohne Sinn. Anstatt die wichtigen Lebensfertigkeiten zu trainieren, entwickeln Kinder narzisstische Eigenschaften und Erwartungen, die später zu Frustration und Depression führen können. Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.

Für mich besteht der Erziehungsauftrag der Eltern darin, unaufhörlich ihre Kinder zu motivieren und zu lehren, Dinge zu tun, die sie eigentlich nicht tun wollen. Das Teilen mit den Geschwistern



beispielsweise widerstrebt unserem als Egoisten geborenen Nachwuchs. Ein Kind ist emotional nicht davon überzeugt, dass es teilen oder Zähne putzen soll. Aber vieles bekommt einen emotionalen Sinn für das Kind, wenn es dadurch etwas aus Liebe zu seinen Eltern machen kann und von ihnen mit noch mehr Liebe belohnt wird. Das macht die Familie zu dem geeignetsten Ort, wo die Kinder die gesellschaftlichen Werte auf emotionalem Weg lernen können. Auch die Lehrer müssen ständig unangenehme Aufgaben von Kindern einfordern und nach Möglichkeiten suchen, wie man die Kinder motiviert, sich selber zu überwinden und dabei positive Emotionen zu entwickeln (wie der Stolz auf den eigenen Willen oder die Freude über eine erledigte sinnvolle Aufgabe). Das alles lernt man nur in komplexer emotionaler Umgebung und nicht in einer digitalen Welt mit schnellen und einfachen Lösungen.

Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.

Ich frage mich, was die sozialen Medien auf längere Sicht aus uns Menschen machen. Während einer langen Evolutionszeit und durch ständige Herausforderungen entwickelten die Menschen emotionale, physische und intellektuelle Eigenschaften, die heute sehr schnell mit leichtem und sinnlosem digitalem Leben abtrainiert werden können. Die grösste Gefahr kommt meiner Meinung nach von der Sinnlosigkeit, mit der Social Media Menschen, besonders Kinder, heute ausfüllen. Was macht das aus Menschen? Werden viele zu widerstandsunfähigen und gleichgültigen Robotern degenerieren? Was wird diesen Menschen die Kraft geben, nicht aufzugeben? Welches sind die Leader von morgen, die ihre Mitmenschen noch zu ausserordentlichen Leistungen zu motivieren vermögen? Wie sehen die Auswirkungen für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt, für das Funktionieren unserer Demokratie aus, wenn die Menschen nicht mehr die Fähigkeiten besitzen, einander zu verstehen und freiwillig miteinander zu teilen? Wie steht es dann um die Anfälligkeit auf Diktatoren? Was tun wir, wenn grosse Teile der Bevölkerung unproduktiv werden, weil die digitale Welt ihre Kompetenzen stark reduziert, ihren Lebenssinn geraubt und ihren Bezug zur Wirklichkeit zerstört hat?

Brücke zwischen den Generationen

Eine gute Schule muss von Anfang an vermitteln, dass das Leben eine ständige Herausforderung, eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet. Sie muss aufzeigen, dass Menschen diese Aufgabe bewältigen können, ohne die Lebenslust zu verlernen. Denn die innere Befriedigung nach dem Lösen einer sinnvollen Aufgabe ist umso grösser, je schwieriger diese Aufgabe war. Um das zu lernen, brauchen Kinder die richtige Umgebung und genügend Zeit. Zu diesem Zweck sollten Kinder ihre IT-Geräte während des Schultages nicht dabei haben, damit sie mehrere Stunden pro Tag auf sich selber gestellt werden – ohne die Möglichkeit, sich hinter dem Bildschirm zu verstecken oder die Bedürfnisse der Mitschüler zu ignorieren.

Ein Nichtbenutzen während einer Lektion genügt nicht, da dann alle Gedanken auf das Handy in der Tasche und dessen neueste Nachrichten ausgerichtet sind. Auch die Eltern müssen den schwierigen, weitgehend nicht digitalisierten Weg gehen, sonst verlieren sie den emotionalen Zugang zu ihren Kindern. Die Lehrer können mithelfen, die emotionale Verbindung zwischen Kindern und Eltern zu unterstützen. Etwa durch Projekte, in denen die Kinder das Leben und die Bedürfnisse ihrer Eltern erforschen müssen. So können die Lehrer einen Dialog zwischen Kindern und ihren Eltern in Gang setzen, der als Brücke zwischen den Generationen dienen, Lebenssinn geben und vor Einsamkeit schützen kann.

Die künstliche Welt der Digitalisierung verhindert die Verbindung zwischen Kindern und ihrer wirklichen Umwelt. Die Folge ist oft genug die trostlose soziale Isolation. Kein Wunder, hat die Weltgesundheitsorganisation im November die Einsamkeit zum globalen Gesundheitsproblem erklärt. Einsame Menschen leiden unter einem höheren Risiko, schwer zu erkranken, von Schlaganfällen über Angststörungen bis zu Demenz, Depression und Suizidalität.



Ich bin fest überzeugt, dass der Menschheit gedient wäre, wenn die Jugend bis zum 16. Altersjahr keine sozialen Medien konsumieren würde, so wie sie erst ab einem bestimmten Alter das Autofahren praktizieren darf. Zumindest die Schule müsste die Digitalisierung auf das absolut notwendige Minimum beschränken und stattdessen wieder vermehrt menschliche Kontakte voll ausschöpfen. Dasselbe gilt für Familien. Einfache Mobiltelefone wie von Nokia könnten die Erreichbarkeit gewährleisten. Es wäre ein wahrer Akt der Befreiung, die Kinder von der Scheinwelt in die reale menschliche und familienbezogene Welt zurückzuführen. Davon muss die Gesellschaft allerdings zuerst überzeugt werden. Ein kleiner Anfang könnte darin bestehen, dass bekannte Influencer, Sportler, Sänger und Schauspieler über ihre Eltern, Geschwister und Familienerlebnisse als Quelle der positiven Emotionen öffentlich sprechen würden.

Eine gute Schule muss vermitteln, dass das Leben eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet.

Am World Economic Forum im Januar werden wir in Davos mit internationalen Experten über die Folgen der wachsenden Digitalisierung und des Social-Media-Gebrauchs für Kinder sprechen. Das Problem treibt mittlerweile auch die Chefs grosser Unternehmen um, da mehr und mehr junge Spezialisten für den Arbeitsstress die nötige emotionale Widerstandsfähigkeit nicht mehr mitbringen. Auch die reduzierte Fähigkeit von Jugendlichen, sich lange zu konzentrieren und selbstständig komplexe Analysen durchzuführen, beginnt der Arbeitswelt Sorgen zu machen.

Das sind alles Zeichen einer neuen, beunruhigenden menschlichen Mentalität. Sie ist die direkte Folge einer digitalisierten Kindheit. Wir sprechen jeden Tag über den Klimawandel und welche tragischen Folgen dieser auf unsere Zukunft haben wird. Es wäre für mich ein Traum, wenn sich jede Firma und jeder Mensch mit den latenten Gefahren des «Menschenwandels» genauso intensiv auseinandersetzen würde. Denn wir möchten auch in Zukunft keine ferngesteuerten Roboter heranzubilden, sondern empathische, selbständige und widerstandsfähige Menschen, die mit beiden Beinen in der Lebenswirklichkeit stehen und die unzähligen Herausforderungen ihres Alltags meistern können.

Margarita Louis-Dreyfus ist Unternehmerin und Mutter von fünf Kindern.

Gute Schüler wählen bewusst die Lehre

Tages-Anzeiger, 18. Dezember 2023, Debatte, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 11.12. «Sie entschieden sich trotz Vorzeigenoten für eine Berufslehre»

Jugendliche mit guten Schulnoten, die eine Berufslehre dem Gymnasium vorziehen, sind sehr gefragt in Lehrberufen. Als langjähriger Berufsbildner eines anspruchsvollen technischen Berufs stellte ich fest, dass sich gute Schulabgänger bewusst auf Lehrstellen bewerben. Sie wollen eine herausfordernde Arbeit im Lehrbetrieb mit der Berufsschule/BMS kombinieren. Die Durchlässigkeit unseres Bildungssystems kommt ihnen dabei entgegen. Schön zu sehen, mit welchem Elan sie im Betrieb an Projekten oder an Wettbewerben arbeiten und sich am Erfolg freuen. Lernende dürfen scheitern in einer Arbeit und lernen dabei, zu reflektieren und selbstständig neue Lösungswege zu suchen. Selbstverständlich braucht es dazu motivierende und kompetente Fachausbildner, die Lernende von Beginn an fördern und fordern sowie in Projektteams integrieren. Ebenso so schön ist, zu sehen, welchen Berufsweg diese jungen Erwachsenen danach gehen. Sie arbeiten als Laborant, als Laborleiterin, absolvieren eine Höhere Fachschule, andere werden Ingenieurin, Ingenieur mit einem Bachelor- oder Masterabschluss oder gründen eine Firma, einige wagen sich an eine Dissertation. Die meisten hätten es locker ans Gymi geschafft, aber sie wählten bewusst diesen Weg



und haben es nicht bereut. Lassen wir die jungen Menschen ihren Weg gemäss ihrer Neigung und Eignung finden. Unterstützen wir sie, den Bildungsweg zu gehen, der sie begeistert.

Peter Anderegg, Dübendorf

Schulassistentenz - ein Job, der boomt

Tages-Anzeiger, 8. Januar 2024, Zürich, Daniel Schneebeili

Hilfspersonal für Lehrpersonen • In fast jeder Schulklasse hilft heute eine Assistentenz mit. In Zürich gibt es zehnmals so viele Stellen wie vor vier Jahren. Dabei gibt es den Beruf offiziell gar nicht.

Judith Scheidegger steht nach der grossen Pause an der Tür. «Langsam, langsam, du musst zuerst noch die Jacke ausziehen», sagt sie zu einem besonders wilden Erstklässler und schüttelt ihm die Hand. «Grüezi, Frau Scheidegger», sagt der Bub und springt ins Zimmer. Zu seiner Lehrerin.

Judith Scheidegger ist Schulassistentin im Primarschulhaus Eichhölzli in Glattfelden. Als sie vor fünf Jahren angefangen hat, war sie eine Exotin im Schulzimmer. Seither ist die Zahl der Schulassistentinnen stark gestiegen - an gewissen Orten fast explosionsartig.

In Zürich gab es 2019 noch 30 Vollzeitstellen für Schulassistentinnen, heute sind es zehnmals mehr. Laut Schulvorsteher Filippo Leutenegger (FDP) teilen sich heute rund 900 Personen 314 Assistentenzstellen - zu rund 90 Prozent sind es Frauen. In Winterthur sind es derzeit 334 Personen für 99 Vollzeitstellen. Die Zahl hat sich dort innert zwei Jahren verdoppelt, in der Primarschule Regensdorf dauerte das vier Jahre, aktuell sind es 64 Stellen.

Vier Augen sehen mehr

Lehrerin Larissa Kägi schlägt die Klangschale an, die Kinder setzen sich in einen Kreis und verschränken die Arme. Heute üben sie den Buchstaben F. Fledermaus, Flugzeug, Foto. Assistentin Judith Scheidegger kennt das Programm und weiss, wie Larissa Kägi unterrichtet. Und sie kennt die Kinder aus dem Kindergarten, wo sie in derselben Klasse auch schon ausgeholfen hat.

Während die Lehrerin mit den Kindern die Wörter bespricht, legt Judith Scheidegger auf jeden Schreibtisch ein Arbeitsblatt. Als die Kinder an ihre Plätze zurückkehren, setzt sie sich neben den wilden Buben. Und auch ein Mädchen kommt noch dazu. Gemeinsam kreisen die drei auf einem Blatt die Wörter mit einem F ein. Als der Bub auf dem Stuhl zu gaagelen beginnt, wirft ihm Frau Scheidegger einen vielsagenden Blick zu.

«Vier Augen sehen mehr als zwei», sagt Scheidegger später, «das sorgt für weniger Störungen im Unterricht.» Für Larissa Kägi ist die Assistentenz aus der Schule nicht mehr wegzudenken. «Judith Scheidegger ist eine sehr grosse Hilfe. Sie unterstützt die Schülerinnen und Schüler beim Lernen und begleitet sie liebevoll. Es entlastet mich sehr, wenn ich weiss, dass wir zu zweit im Unterricht sind.»

Judith Scheidegger, ursprünglich Pflegefachfrau, ist seit fünf Jahren Schulassistentin in Glattfelden, und der Job ist ihr ans Herz gewachsen: «Die Wertschätzung ist einfach grösser als in meinem erlernten Beruf.»

Viele Blindbewerbungen

Auch die Glattfelder Schulleiterin Yvonne Wild spürt, dass der neue Job begehrt ist. Häufig bekommt sie Blindbewerbungen. Schreibt sie eine Stelle im Gemeindeblatt aus, hat sie sofort 10 bis 15 Dossiers auf dem Tisch. «Wenn ich eine Lehrperson suche, wünsche ich mir die gleiche Resonanz», sagt sie. Seit Sommer sucht Wild eine Heilpädagogin - ohne Erfolg.



Für Judith Scheidegger gibt es mehrere Gründe, weshalb Schulassistentin ein so gefragter Job ist. Erstens könnten sich praktisch alle bewerben. Der Kanton rät in seinen Empfehlungen zu einer abgeschlossenen Berufslehre. Doch kantonale Zulassungsbedingungen gibt es keine, da es den Beruf offiziell gar nicht gibt.

Lohn: Grosse Unterschiede

Zweitens, so Scheidegger, decke sich die Arbeitszeit voll mit der Schulzeit: Eine Schulassistentin arbeitet ausschliesslich während der Lektionen. Das sei besonders für Eltern mit Betreuungspflichten in der Familie attraktiv. Dann wäre als Kriterium noch der Lohn, über den jede Gemeinde für sich entscheidet. Offensichtlich wird davon kaum jemand abgeschreckt.

Schulvorsteher Filippo Leutenegger hat in der Budgetdebatte angekündigt, dass im kommenden Jahr nochmals 36 Stellen dazukommen.

Eine Blitzumfrage zeigt, wie unterschiedlich die Entlohnung ist. Das Volksschulamt empfiehlt maximal die kantonale Lohnklasse 13, in der etwa Bibliothekarinnen, Aspiranten im Polizeikorps, Verwaltungsassistentinnen oder Hausmeister entlohnt werden. Die Spanne bei den Bruttolöhnen beträgt in dieser Klasse zwischen 64'000 und 100'000 Franken pro Jahr. Das entspricht gemäss der Lohntabelle einem Stundenlohn von 30 bis 45 Franken. Primarlehrpersonen sind in der Lohnklasse 19 eingestuft mit einer Lohnspanne von 93'000 bis 143'000 Franken. Von den angefragten Gemeinden geht niemand über die kantonale Empfehlung hinaus. In Zürich liegen die Löhne für Klassenassistenten zwischen 57'600 und 74'500 Franken. In Uster gibt es zwischen 66'000 und 86'000 Franken, in Winterthur zwischen 64'000 und 93'000 Franken. In Regensdorf werden Schulassistentinnen zu einem Stundenlohn von 32 Franken angestellt.

Auch in Glattfelden galt bis vor kurzem ein Stundenlohn, dessen Höhe die Schulleiterin nicht nennt. Heute erhalten die vier Frauen und der eine Mann einen Monatslohn. Auf ein 100-Prozent-Pensum können sie laut Yvonne Wild aber nicht kommen, weil die Schulwoche nur 28 Lektionen habe.

In Glattfelden wird eine Lektion als ganze Arbeitsstunde verrechnet. Schulleiterin Wild erwartet aber, dass die Schulassistentinnen die zusätzlichen 15 Minuten nutzen, um mit der Lehrerin die Lektionen kurz vor- oder nachzubesprechen.

Rollen müssen geklärt sein

Im Schulhaus Eichhölzli hat Judith Scheidegger inzwischen in eine Rechenstunde der 1. Klasse von Lehrerin Lea Wenk gewechselt. Im Zimmer ist die Luft etwas verbraucht. «Soll ich kurz die Fenster öffnen?», fragt sie. «Gern», sagt Wenk und wendet sich wieder den Zahlenhäusern auf der Wandtafel zu.

Als die Kinder an ihren Plätzen Rechnungsblätter ausfüllen, geht Scheidegger durch die Reihen und schaut ihnen über die Schulter. Einige Kinder, die noch Hilfe brauchen, sitzen mit der Lehrerin vorn im Kreis.

Damit das Zusammenspiel zwischen Lehrerinnen und Schulassistentin klappt, ist laut Judith Scheidegger vor allem eines wichtig: dass die Rollen von Anfang an geklärt sind. «Die Lehrerin ist die Chefin und trägt allein die Klassenverantwortung.»

Es gebe Schulassistentinnen, die sich in die Unterrichtsführung einmischen, weiss Scheidegger, die beim neuen Verband für Schulassistenten im Vorstand sitzt. «Das geht nicht», sagt Scheidegger, «unsere Aufgabe ist es ausschliesslich, der Lehrerin den Rücken zu stärken und die Lernzeit der Kinder hoch- zuhalten.»

Probleme könne es auch geben, wenn eine Schulassistentin den Schulstoff nicht verstehe oder nicht gut deutsch spreche, so Scheidegger. Deshalb fordert ihr Verband eine Ausbildung für Schulassistentinnen, die gewisse pädagogische Grundkenntnisse und Sprachkenntnisse garantiert: «Es darf nicht sein, dass die Lehrpersonen mit der Schulassistentin eine zusätzliche Last ins Schulzimmer



bekommen.» Scheidegger hofft auch, dass ein solcher Ausweis «dem Wildwuchs» bei den Anstellungsbedingungen ein Ende bereitet.

Klar ist, dass die Zahl der Stellen für Schulassistentinnen weiterwachsen wird. So hat der Zürcher Schulvorsteher Filippo Leutenegger in der Budgetdebatte angekündigt, dass im kommenden Jahr nochmals 36 Stellen dazukommen.

Dabei stellt sich die Frage: Wie viele Schulassistentinnen sind überhaupt sinnvoll? Denn bereits gibt es in Zürich Lehrpersonen, die nicht mehr weiter entlastet werden wollen. In Zürich hat die Schulpflege maximal eine volle Stelle pro sechs Schulklassen festgelegt. Bei rund 2000 Volksschulklassen ist diese Richtgrösse 2024 erreicht.

Mit Bauklötzen in der Ecke

In Glattfelden arbeiten heute fünf Schulassistentinnen, und derzeit ist keine Aufstockung der Stellenprozente geplant, wie Schulleiterin Wild sagt.

Im Schulzimmer von Lea Wenk ist inzwischen auch der wilde Bub eingetroffen. Er konnte sich in der Klasse von Larissa Kägi nicht mehr konzentrieren und spielt nun unter den Augen von Judith Scheidegger in einer Ecke mit den Bauklötzen.

Die Volksschule hat grosse Probleme, doch die Politik redet die Probleme schön. Wieso?

NZZ am Sonntag, 17. Dezember 2023, Wirtschaft, Tobias Straumann

Im April 1875 beschloss der Bundesrat, regelmässig pädagogische Rekrutenprüfungen durchzuführen. Die angehenden Wehrmänner sollten zeigen, was sie in der Volksschule gelernt hatten, das heisst, wie gut sie rechnen, lesen und schreiben konnten und was sie über die Geografie und die Geschichte des Landes wussten. Ziel war es, die bildungspolitische Konkurrenz unter den Kantonen anzufachen und auf diesem Weg das Bildungsniveau der jungen Männer zu heben. Diese Politik galt bis 1914, als der Erste Weltkrieg ausbrach.

Der Plan ging auf. Die Kantone begannen, sich miteinander zu vergleichen, und erhöhten ihre Bildungsausgaben, um möglichst weit oben in der Rangliste platziert zu sein. So hielt zum Beispiel die freisinnige Zeitung «Der Freie Glarner» im Januar 1885 triumphierend fest, dass der Aufstieg vom 22. auf den 7. Rang ganz klar der Einführung eines siebten Schuljahres zu verdanken sei. Andere Kantone optimierten die Vorbereitung auf die Rekrutenprüfungen durch die Einführung von Spezialkursen. So war plötzlich der traditionell bildungsschwache Kanton Obwalden besser als der Kanton Zürich, der sich auf seine Bildungsinstitutionen besonders viel einbildete, und sofort kam der Vorwurf, es handle sich hier nur um eine «Schnellbleiche». Die NZZ, das Sprachrohr des Zürcher Bildungsbürgertums, nahm es jedoch sportlich: «Jedenfalls ist eine solche Schnellbleiche besser als gar nichts und hat immerhin das Verdienst, dass die jungen Leute das früher Gelernte und seither Vergessene wieder befestigen und angeregt werden, sich darin weiter zu üben.»

Wie wirkungsvoll sind demgegenüber die Pisa-Studien? Am Anfang war die Aufmerksamkeit gross, ja die erste Pisa-Studie von 2001 löste einen eigentlichen Schock aus, weil sie zeigte, dass die Lesekompetenz vieler 15-Jähriger mangelhaft war. Aber heute werden die Pisa-Studien von der Politik nur noch zur Kenntnis genommen, obwohl die neusten Ergebnisse wiederum gezeigt haben, dass ein Viertel der 15-jährigen Kinder nicht in der Lage ist, einen normalen Text richtig zu verstehen. Die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren (EDK) war jedenfalls ganz zufrieden: «Die durchschnittliche Leseleistung von 15-jährigen Jugendlichen in der Schweiz bleibt mit 483 Punkten gut. Das Ergebnis liegt über dem OECD-Durchschnitt von 476 Punkten und ist mit den Ergebnissen 2015 und 2018 vergleichbar.»



In ihrem Pressecommuniqué geht die EDK nicht einmal auf den Umstand ein, dass die Leseschwäche bei den Kindern mit Migrationshintergrund besonders ausgeprägt ist. Fast die Hälfte von ihnen ist davon betroffen. Wer also in die Schweiz einwandert, kann nicht davon ausgehen, dass die Volksschule seinen Kindern die Sprache des Gastlandes richtig beibringt. Die Schweiz ist seit langem ein Einwanderungsland und hat weltweit die höchsten Bildungsausgaben pro Kopf, doch offenbar ist unser Schulsystem nicht in der Lage, den Sprachunterricht entsprechend neu auszurichten. Das Nachsehen haben Immigrantenkinder aus bildungsfernen und einkommensschwachen Familien. Allein dieses Versagen sollte doch für eine grosse Diskussion über die Rolle der Schule auslösen. Stattdessen herrscht betretenes Schweigen.

Warum haben die Pisa-Studien ihre Wirkung verloren? Mit Sicherheit ist ein Gewöhnungseffekt eingetreten. Seit mehr als zwanzig Jahren sind die Ergebnisse mehr oder weniger dieselben geblieben, aber die Schweiz ist deswegen noch nicht untergegangen. Vergleicht man jedoch die heutige Gleichgültigkeit mit der lebendigen Diskussion zur Zeit der Rekrutenprüfungen, zeigt sich, dass vor allem die Aushebelung des Föderalismus zu einem grossen Problem geworden ist. Damals stellten sich die Erziehungsdirektionen der einzelnen Kantone mit Freude dem Wettbewerb. Heute dominiert die EDK, die sich der interkantonalen Harmonisierung verschrieben hat.

Die Folgen sind unerfreulich. Weil die bildungspolitische Diskussion nicht in Fahrt kommt, wird zu wenig gegen die Defizite der Volksschule unternommen; und weil sowohl die Lehrpersonen wie die gut situierten Eltern gemerkt haben, dass die Politik und die Verwaltung die Probleme schönreden, wird privat optimiert. Rette sich, wer kann! Die Lehrpersonen hoffen, dass sie in einer Schule unterrichten können, wo die Arbeitsbedingungen einigermaßen erträglich sind, oder kündigen nach einigen Jahren, wenn es ihnen zu bunt wird. Und die gut situierten Eltern ziehen in die besseren Quartiere und Gemeinden, sobald ihre Kinder schulpflichtig sind, und wenn auch das nicht hilft, schicken sie ihren Nachwuchs in die Privatschule. Es ist dieselbe Dynamik, die in den USA zum traurigen Niedergang der einst hervorragenden Volksschulen geführt hat. Wollen wir in der Schweiz wirklich dieselben Fehler machen?

Tobias Straumann ist Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich.



Veranstungshinweis

Integration – und was ist mit dem Recht auf Bildung für alle?

Starke Volksschule Zürich, Freitag, 2. Februar 2024, 19 Uhr



Einladung zu einem Vortragsabend mit Diskussion

Referenten

Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin

R. Riccardo Bonfranchi, Sonderpädagoge

Ort und Datum

Freitag, 2. Februar 2024, 19 Uhr

Pfarrzentrum Liebfrauen

Weinbergstrasse 36, 8006 Zürich

[Mehr...](#)



**Integration –
und was ist mit dem Recht auf Bildung für alle?**

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion
Freitag, 2. Februar 2024, 19.00 Uhr
Pfarrzentrum Liebfrauen, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich

Referenten
Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin
Dr. Riccardo Bonfranchi, Sonderpädagoge

Das Thema der Integration und Inklusion beschäftigt uns derzeit auf mehreren politischen Ebenen. In manchen Zürcher Gemeinden ist geplant, die Schule inklusiv auszurichten, in anderen werden wieder Kleinklassen eingeführt. Auf kantonaler Ebene ist die Förderklassen-Initiative am Anlaufen.



Als Co-Autoren des Buches «Integration - Separation - Kooperation» (zusammen mit Renate Dünki) und des Buches «Heilpädagogik im Dialog» werden Eliane Perret und Riccardo Bonfranchi einige wichtige Fragen aufwerfen, die sich in diesem Spannungsfeld stellen.